

## QUELLEN DER WIEDERSTÄNDIGKEIT

Flüchtlingen willkommen zu sagen kostet in der Regel einen Preis: Konflikte in eigenen Kreis, Konflikte mit Behörden, Konflikte mit gesetzlichen Regelungen, Ohnmachtserfahrungen, Ängste, gelegentlich auch Scheitern in den Beziehungen zu den Flüchtlingen selbst. Ohne Nehmerqualitäten, ohne Widerständigkeit lässt sich das nicht leben. Wo sind die Quellen der Ermutigung zu solcher Widerständigkeit? Ich lese im Programm der Tagung für den morgigen Abend den Titel: „Kirchenasyl macht Spaß.“ Ich übersetze das Wort „Spaß“ mit „Freude“. Wo sind die Quellen der Freude mitten in der Widerständigkeit, mitten in den Konflikten und Frustrationen, die zum Alltag des Kirchenasyls und der Arbeit mit Flüchtlingen gehören?

1

Am Anfang steht die Erschütterung. Ich gestehe nachträglich, dass ich Anfang der 90er Jahre ein Verfechter des Asylkompromisses war. Erst die Begegnung mit Flüchtlingen, mit der Flüchtlingsarbeit von Pax Christi in Berlin und schließlich mit dem Kirchenasyl machte mir klar, dass ich etwas Wesentliches übersehe – die konkrete Begegnung mit Flüchtlingen; oder genauer: Dass ich Wesentliches übersehe, weil ich ihnen nicht begegne. Ich urteilte über asylpolitische Fragen, ohne auch nur einen einzigen Asylbewerber aus persönlicher Begegnung zu kennen. Seitdem drehe ich den Satz des Club of Rome gerne in der Reihenfolge um: Nicht nur „think globally, act locally“, sondern auch „Act locally, think globally“. Handeln und Denken sind gleichursprünglich. Es gibt einen politischen Diskurs, der ohne Tuchfühlung mit der konkreten Wirklichkeit politische Strategien auf den Höhen der Statistiken denkt und plant. Er bedarf der Ergänzung durch die Begegnung im Leben. Die Erfahrung von unten hat aber immer etwas Subversives gegenüber den Planungen, die aus der Höhe nach unten hin umgerstezt werden. Denn was von unten kommt, lässt sich nicht planen, lässt sich nicht vorher ganz durchdenken, und durchkreuzt machmal Planungen. Das Handeln geht dem Denken also ebenso voraus wie das Denken dem Handeln.

Beispiel: In meiner Zeit als Kollegsrektor in Berlin kam das Kirchenasyl auf mich zu mit der Bitte, zwei Jugendliche in der Schule aufzunehmen, die nach ihrer Abschiebung wieder illegal über die Grenze nach Berlin zurückgeehrt waren. Die Anfrage brachte mich in Not, zumal damals für Schulleiter noch die Meldepflicht bestand. Es war zunächst die Not meiner eigenen Ängste. In meinen Träumen sah ich die Polizei anfahren, ins Schulgelände eindringen und die beiden Schüler verhaften. Ich sah die empörte Elternschaft, die sich bei der Entscheidung übergangen fühlte – denn natürlich kann man keine „sans papier“ aufnehmen und vorher allen Eltern und Schülern sagen, dass sie illegal über die Grenze gekommen sind, um dann ihre Meinung dazu anzuhören –, und ich sah den Bescheid der Schulbehörde ins Haus flattern, dass dem Kolleg die Betriebserlaubnis entzogen wird wegen Beihilfe zu illegalem Aufenthalt auf deutschen Boden. Ein Kollege half mir aus der Patsche. Er stammte aus einer Familie mit Flüchtlingserfahrung aus der Nazi-Zeit. Sein Schlüsselsatz lautete: „Wenn ein Mensch an meine Tür klopft und fragt: Haben Sie ein Stück Brot für mich?, dann antworte ich nicht: Haben Sie einen Pass? Und wenn Jugendliche an meine Tür klopfen und fragen: Darf ich bei dir lernen, dann frage ich auch nicht: Habt ihr einen Pass?“ Diese einfache Einsicht half mir, die Ängste beiseite zu legen.

Die Erschütterung, von der ich spreche, ist nicht so sehr die Erschütterung über das Leiden der Flüchtlinge. Die setze ich voraus. Nur herzlose Menschen können über das Leiden von Flüchtlingen nicht erschüttert sein. Die Erschütterung, die ich meine, ist die Erschütterung über die Macht der eigenen Ängste und Bedenken, die sich in dem Moment einstellen, wenn ein Flüchtling an meine Tür klopft. Die Bedenken sind ja nicht allesamt in der Sache falsch; die Ängste und Überforderungsgefühle sind nicht allesamt unberechtigt – wenn es so wäre, dann wäre es ja leicht, sich über sie hinwegzusetzen. Erschütternd ist aber, dass die Bedenken und Ängste so stark sein können, dass sie einen zu herzlosem Urteil und Verhalten führen können, obwohl man doch zugleich ein Herz hat. Man landet, wenn man den Ängsten und Bedenken die ausschlaggebende Macht gibt, in dem depressiven Mitleid, mit dem vermutlich viele Menschen abends vor dem Fernsehen sitzen; sie sehen die Bilder aus Lampedusa, seufzen und sagen: „Diese armen Leute“, aber denken zugleich: „Aber wir können sie leider nicht bei uns aufnehmen.“ Oder sie verschieben das Thema auf die Politik nach dem Motto: „Nehmt die Flüchtlinge auf, aber nicht in meiner unmittelbaren Nachbarschaft!“ Doch gerade die Gastfreundschaft gegenüber Flüchtlingen ist weit mehr als nur ein Thema der Politik im engen Sinne des Wortes: Sie fordert die ganze Gesellschaft heraus. Der Flüchtling klopft nicht nur an die Türen der Behörden, er oder sie klopft auch an meine persönliche Tür.

Noch eine Erkenntnis liegt in der Erschütterung über die eigenen Ängste, Vorbehalte und Bedenken. Sie ist wichtig für das Thema der Widerständigkeit: Es geht um eine Erschütterung über mich selbst, nicht um eine Erschütterung über die anderen. Die Bedenken und abwehrenden Gesten gegenüber Flüchtlingen sind nicht nur die der anderen, sondern auch die eigenen: Das Gefühl der Überforderung. Die Angst, sich auf einen offenen Prozess einzulassen. Die Angst, sich unbeherrschbare Konflikte ins Haus zu holen. Die Angst vor der Auseinandersetzung mit Behörden und Gesetzen. Das Gefühl, eigentlich keinen Platz zu haben – das alles findet sich nicht nur auf die eine oder andere Weise in den Parolen der Stammtische und in den Diskursen der Politik wieder, sondern auch im eigenen Denken, in den eigenen Reihen, in der eigenen Gemeinde, in der eigenen Schule.

Widerständigkeit wächst aus der Erfahrung und Auseinandersetzung mit den eigenen Ängsten und Bedenken. Widerständigkeit, wie ich sie verstehe, hat nichts mit moralischem Überlegenheitsgefühl oder Besserwisserei zu tun, sondern schon eher mit dem, was klassisch „Reue“ genannt wird. Wenn ich mich mit meinen eigenen Ängsten auseinandergesetzt habe, kann ich mich auch besser mit den Ängsten, die mir von außen entgegenkommen, auseinandersetzen – denen aus der eigenen Gemeinde, aus den Behörden, von den Stammtischen und auch aus dem politischen Diskurs. Die Sicherheit, die mit Widerständigkeit einhergeht, ist eine errungene Sicherheit, der Unsicherheit nicht unbekannt ist.

2

Ein zweites steht am Anfang einer Begegnung mit Flüchtlingen: Glauben. Glaube ich die Geschichte, die mir erzählt wird? Flüchtlinge sind darauf angewiesen, dass ihnen ihre Geschichte geglaubt wird. Die Behörden und Asyl-Gerichte begegnen den Flüchtlingen mit der Haltung des Misstrauens. In der Logik des Asylkompromisses ist das konsequent, wenn auch dieses Misstrauen zu grotesken Konstellationen führen kann: Ich erinnere mich an einen Flüchtling aus Afghanistan, der sich in Deutschland taufen ließ und nun von einer Fathwa bedroht war. Bei den Behörden und vor den Gerichten fand er keinen Glauben. Vielmehr ging man davon aus, dass er sich deswegen habe taufen lassen, weil er damit einen gesicherten Aufenthaltsstatus erreichen wollte. Die Behörde versuchte in einem Interview herauszubekommen, ob die Motivation zur Taufe authentisch sei oder nicht. Die Fragestellungen waren grotesk - sie offenbarten mehr von der Unkenntnis der Fragesteller

über Religion und Glauben, als sie je über die Motivation eines Getauften hätten herausfinden können.

Kirchenasyl funktioniert nur, wenn man zunächst eine grundlegende Bereitschaft zum Glauben hat. Das impliziert die Möglichkeit, belogen zu werden. „Wer noch nie belogen worden ist, hat noch nie vertraut“ – ein geflügeltes Wort von Rupert Mayer. Mehr noch, es gibt solche und solche Lügen. Lange Zeit galt in Berlin gegenüber den Vertretern der Härtefallkommission die Regel, dass kein Antrag positiv beschieden wird, wenn die Einreise nach Deutschland unter falschem Namen stattfand. Im legendären Fall – jedenfalls dem in *Berlin* legendären „Fall Aydin“ war dies der Grund dafür, dass eine kurdische Familie nach 16 Jahren Antragsverfahren aller Art abgeschoben werden sollte, obwohl eine der Töchter einen Tag vor dem Abschiebungstermin wegen ihres Engagements in der Kreuzberger Initiative „Muslime gegen Antisemitismus“ vom Bundespräsidenten geehrt werden sollte. Ist die Einreise unter falschem Namen in jedem Fall eine „Lüge“ im strengen moralischen Sinne des Wortes. War Willy Brandt ein Lügner?

Aber es gibt tatsächlich auch die Sorte von Lügen, die das Vertrauen ernsthaft beschädigen. Solche Lügen habe ich auch während meiner Tätigkeit in der Berliner Härtefallkommission erlebt – wenn ich einen Antrag einbrachte und der Innensenator mir dann eine Liste von schweren Straftaten (ich rede hier nicht von Mundraub oder Schwarzfahren) präsentierte, die mir der Antragsteller verheimlicht hatte (über den Umgang mit straffälligen Flüchtlingen und das Problem der Doppelsbestafung wäre natürlich noch eigens zu sprechen). Widerständigkeit bedeutet für mich in diesem Zusammenhang, sich die Bereitschaft zum Glauben nicht durch den Missbrauch dieser Bereitschaft austreiben zu lassen. Eine Willkommenskultur ist nicht möglich ohne die Bereitschaft zu glauben.

Die Bereitschaft zu glauben wird gerne als Naivität denuntiiert. Die seltsame und seltsam beliebte Wortschöpfung vom „Gutmenschen“ versucht, genau dieses Grundvertrauen lächerlich zu machen. Menschen, die Flüchtlingen zunächst einmal ihre Geschichte glauben, sind einfach zu gut für diese Welt – so die denuntiatorische Aussageabsicht der Pseudorealisten. Die „Gutmenschen“ kennen angeblich die Abgründe des Bösen, des Verrats und der Hinterlist nicht, mehr noch, sie weigern sich, diese zu sehen und mit ins Kalkül zu nehmen. Natürlich: Es gibt eine unverantwortliche Naivität, die in fahrlässiger Unkenntnis von Risiken, Gefahren und Missbrauchsmöglichkeiten einfach in Beziehungen und Aktionen hineinprescht – sich und andere und am Ende auch die Flüchtlinge gefährdend. Es gibt aber auch eine reife Naivität in Kenntnis der Probleme, Risiken und Gefahren. Die Alternative zu dieser Naivität – man könnte auch sagen: zu dieser Risikobereitschaft, zur Courage des Glaubens – ist die Mentalität der ängstlichen Absicherung. Wer Angst hat, hat ja irgendwie immer recht. Der Konjunktiv Präsens bedarf nicht der Bestätigung durch die Wirklichkeit. „Es könnte sein, dass ...“ stimmt immer. Wer verdächtigt, wird immer einen Grund dafür finden, dass der Verdacht berechtigt ist. Aber was ist mit dieser Erkenntnis gewonnen? Eigentlich nichts, außer scheinbar gute Gründe dafür zu haben, nichts zu tun. Und Nichtstun ist auch ein Tun. Wer die Tür nicht öffnet, verschließt sie. Man übernimmt auch Verantwortung, wenn man nicht glaubt.

Seit 2003 gibt es in den Bundesländern Härtefallkommissionen. Es war in unseren Kreisen („Ordensleute gegen Ausgrenzung“) lange Zeit umstritten, ob wir uns in dieser Kommission als Kirchenvertreter engagieren oder nicht – weil wir im Fall der Fälle auch Verantwortung dafür übernehmen, dass wir einen Fall nicht als Härtefall einstufen; oder dass wir den einen Fall als härter einstufen als den anderen Fall; dass wir uns im Fall der Fälle entscheiden, eine Geschichte nicht zu glauben. Werden wir zu Komplizen der Ausgrenzung? Das sind

schwierige Fragen, die an die Grundlagen des Selbstverständnisses rühren. Zu meinem Verständnis von Widerständigkeit gehört allerdings, dass man sich den Grauzonen nicht entzieht – den Situationen und Aufgaben, in denen solche Fragen aufkommen. Es geht um mehr als um uns. „Wenn wir gemäß unserer Berufung nichts anderes suchen, als sicher zu gehen (dass wir keinen Fehler machen und nicht schuldig werden) ... dann können wir nicht mit den Nächsten leben und umgehen.“ (Ignatius von Loyola).

3

Zum Schluss noch ein Hinweis auf das Verhältnis von Freude und Widerständigkeit. Ich habe gerade das Wort „Fall“ öfters in den Mund genommen. Das ist die Sprache des Kommissionsmitgliedes, das mit „Härtefällen“ befasst ist. Aber der konkrete Mensch ist mehr als ein „Fall“. Alle professionellen Berufe, die mit Menschen in Not zu tun haben, kennen diese Versuchung, aus Menschen „Fälle“ zu machen, die Pflegeberufe ebenso wie Ärzte, Therapeuten und andere. Auch als Helfer oder Helferin bin ich in der Versuchung, Flüchtlinge nur als „Fall“ zu sehen, als Objekt von Hilfe. Das bedeutet im Umkehrschluss, dass die Beziehung zu Flüchtlingen endet, wenn man nicht mehr helfen kann oder wenn es gelungen ist zu helfen. Die Freude, Flüchtlingen zu begegnen, ist bei mir aber erst dann entstanden, wenn es um mehr ging als um Hilfe – nicht nur mir, sondern auch den Flüchtlingen und Flüchtlingsfamilien, die sich ja zunächst „nur“ mit der Bitte um Hilfe an mich wenden.

Freude entsteht, wenn man die Dimension des Professionellen überschreitet. Zum Beispiel wenn sich die Rolle von Gast und Gastgeber umdreht und ich von einer Flüchtlingsfamilie als Gast zum Familienfest, zum Ramadan oder zu sonst etwas eingeladen werden. Der Flüchtling ist dann nicht mehr nur hilfsbedürftiger Obdachloser, der oder die auf einer Nusschale über das Mittelmeer nach Italien gelangte, dort in der Zug gesteckt wurde und irgendwo in München, Frankfurt oder Hamburg ankam. Er oder sie wird dann auch sichtbar als Träger oder Trägerin einer Kultur, als Muslim, Jude, Christ oder Jeside, mit einer familiären Tradition, mit einer bewegenden Lebensgeschichte – was auch immer. Das Ja zum Flüchtling ist immer auch ja zu interkultureller und interreligiöser Begegnung.

Parallelgesellschaften entstehen, wenn Begegnung ausbleibt. Von außen sind Parallelgesellschaften, wenn sie sich gebildet haben, nur sehr schwer aufzubrechen. Deswegen sind Einladungen so wichtig – und deswegen ist es so wichtig, auf Einladungen einzugehen. Da entwickelt sich die Freude, die dann auch in Schwierigkeiten trägt und die Widerständigkeit nährt.

Pater Klaus Mertes SJ  
Kollegsdirektor St. Blasien